



Christlicher Volksbote aus Basel



Nro. 5. Mittwoch den 3. Februar 1858.

Inhalt: Preußen und England beim Hochzeitsfest in London. — Noch ein Blick auf die Schutthaufen im Neapolitanischen. — Johann Jakob Bremi, ein gehörloser Drechslermeister und Naturforscher in Zürich. — Nachrichten.

Die Zeit bringt Rosen, aber auch Dornen.

Schweizerisches Sprüchwort.

Preußen und England beim Hochzeitsfest in London.

Am 14. Januar hatte man in Paris ein entsetzliches Schauspiel erlebt; da war gegen das Kaiserpaar Frankreichs Mord und Verderben geschleudert worden, um den Kaiser und die Kaiserin mit einem Schlage zu vernichten, in der Vorhalle eines Theaters, welches erfüllt war mit allem Glanz menschlicher Pracht und Kunst. Elf Tage später, am 25. Januar, wurde am englischen Hof ein edles Freudenfest gefeiert und die Bande heiliger Ehe um ein künftiges Königspaar geschlungen. Prinz Friedrich Wilhelm, der einst den preussischen Thron besteigen soll und der Königin Viktoria älteste Tochter, die princess royal, beide die Sprösslinge der zwei mächtigsten evangelischen Fürstenhäuser, der Hauptstützen des Protestantismus.

Die hohen Hochzeitsgäste aus Preußen und England waren im höchsten Schmuck nach dem Palaste von St. James gefahren, wo in der Kapelle, welche Hans Holbein für Heinrich VIII. erbaut hat, die Trauung vor sich ging. Man liest in den Zeitungen weitläufige Schilderungen, wie zuerst ein Viertel nach 12 Uhr unter Paukenschall die Prinzessin von Preußen, des Bräutigams Mutter, in der mit vornehmsten Leuten angefüllten Kapelle erschien, ihr Gewand war mit

Silber durchwirrt, auf dem Haupt ein Diamanten-Diadem, und mit ihr kamen die preussischen Prinzen. Kaum hatten sie Platz genommen, so tönten wieder die Pauken am Eingang: es kamen die Herolde und Wappenkönige, Lord Palmerston mit dem Reichsschwert, die Königin Viktoria, umgeben von ihren fünf jüngern Kindern in Bergschottentracht, die drei Andern umgeben von zahlreichem Gefolge.

Wieder eine kurze Pause und es erscheint Prinz Friedrich Wilhelm mit seinem Vater und Gefolge. Am Altar angelangt verbeugt er sich vor der Königin und vor seiner Mutter; dann kniet er in der Mitte der Kapelle nieder und beharrt einige Minuten in stillem Gebet; dann tritt er zum Altar und erwartet, zu dessen Rechten stehend, seine Braut. Hierauf, in feierlicher Stille, die auch nicht durch das Rauschen eines Kleides unterbrochen wird, betritt diese das Schiff der Kapelle; sie sah sehr blaß aus und lehnte sich an den Arm ihres Vaters. Zu ihrer Linken ging König Leopold von Belgien; man sah das Spickentaschentuch in ihrer Hand heftig zittern, ihre ganze Gestalt verrieth die tiefste Aufregung. Myrthen- und Orangenblüthen zierten das kunstvoll gearbeitete Spitzenkleid, welches sie trug; ihre 9 Fuß lange Schleppe wurde von schönen Brautjungfern getragen, die prachtvoll in weiße Seide gekleidet und mit rothen Rosen und weißen Heideblüthen geschmückt waren. — Nachdem der

Bräutigam sich vor ihr auf ein Knie niedergelassen und ihr voll Liebe in's Antlitz schauend ihre Hand an seine Brust gedrückt hatte, nahmen beide ihre, ihnen am Altar angewiesenen Plätze ein.

Die Orgel ertönt, der Gottesdienst beginnt, der Erzbischof von Canterbury fungirt als erster Würdenträger der Staatskirche, ihm zur Seite stehen die Bischöfe von London und Chester mit vier andern Dechanten. Der Erzbischof richtet eine kurze Anekdote an das vor dem Altar stehende Brautpaar; eine Hymne ertönt und es wird jetzt das Jawort gewechselt: „ich will“ sprach die Braut mit zitternder, der Bräutigam mit fester Stimme. Wer giebt dieses Weib diesem Manne zur Ehe, sagt der Erzbischof; da tritt der Prinz-Gemahl (Albert) vor und führt die princess royal dem Erzbischof entgegen, der dem königlichen Bräutigam bedeutet, die rechte Hand der Prinzessin in seine rechte zu nehmen. Der Bräutigam spricht: „Ich Friedrich Wilhelm Nikolaus Karl nehme Dich, Viktoria Adelaide Maria Luise zu meinem angetrauten Weibe, Dich zu besitzen und zu halten von diesem Tage an, in Glück und Unglück, in Reichthum und in Armuth, in Krankheit und Gesundheit, Dich zu lieben und werth zu halten, bis der Tod uns scheidet nach Gottes heiliger Fügung, und darauf verpfände ich Dir mein treues Wort.“ Die Prinzessin spricht dieselben Worte nach. Hierauf nimmt der Prinz aus den Händen seines Vaters, der ihn zum Altar geleitet hatte, den Trauring und steckt ihn an die linke Hand der Prinzessin mit den Worten, welche der Erzbischof ausspricht: „Mit diesem Ring eheliche ich Dich, mit meinem Leibe verehere ich Dich, und mit all meinen weltlichen Gütern begabe ich Dich, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.“ Nun folgt vom Erzbischof der Trauungssegen.

Als das Hallelujah, welches den Endpsalm des Chores schloß, vollendet war, und Gatte und Gattin, Eltern und Kinder einander unter Thränen umarmt hatten, verließ der Hof, während ein Hochzeitsmarsch gespielt wurde, die Kapelle und zog nach dem Thronsaal, wo die meisten der Anwesenden das Eheregister als Zeugen unterschrieben. Von St. James begab sich der Hof nach dem Buckingham-Palast zu einem Déjeuner, das die Neuvermählten bald verließen, um durch die grüßende Menge, freundlich dankend, zur Eisenbahn zu fahren, welche sie noch nach Windsor bringen sollte. Auf dem Bahnhof war festlicher Empfang, Musik, Blumen u. s. w. Als sie in Windsor ankamen, war das ganze Städtchen auf den Beinen und 700 englische Schuljungen schrieen ihnen Hurrah's entgegen, vor denen, wie ein Berichterstatter sagt, die Lokomotivpfeife erschrocken die Segel strich. Dieselbe Schuljugend zog auch den Wagen mit dem jungen Paar vom Bahnhof aus, den steilen Weg durch das Städtchen hinauf

ins Schloß, wo für die zwei Tage, da sie sich hier aufhalten sollten, sechs Gemächer im sogenannten Lancasterthurm ganz neu hergerichtet worden waren. Sämmtliche Gemälde, welche die Wände zieren, sind der preussischen Geschichte von Friedrich dem Großen bis auf die neueste Zeit entnommen, und in jedem Gemach waren die Seiten- und Nischentische mit dem schönsten Porcellan aus deutschen Fabriken geschmückt.

In Windsor wurden an diesem Abend 2000 Arme gespeist. —

Wenn auch jenes gräßliche Attentat in Paris Gottlob mißlungen ist, so scheint es doch begleitet zu seyn von Folgen, die wir zunächst in Mißtrauen und Schrecken, der in die Seelen gestreut, und in strengen Maßregeln erblicken, welche genommen werden. Aber auch an die in der Kapelle von St. James geschlossene englisch-preussische Ehe kann sich Manches anknüpfen, das erst in der Folge in der Geschichte seinen bedeutungsvollen Platz einnimmt. Gott gebe, daß es etwas Gutes und Gesegnetes sey! Wir sehn die Anfänge wichtiger Dinge an unsern erstaunten Augen vorübergehn, wissen aber nicht, was kommen wird — vertrauensvoll es dem HErrn überlassend, wie Er es fügen wird.

Noch ein Blick auf die Schutthaufen im Neapolitanischen.

Ein Augenzeuge, von Polla zurückgekehrt, beschreibt den Graus der Verwüstung am 21. Jan. von Neapel aus also:

Ich komme aus der Provinz Salerno zurück. Es war mir darum zu thun, einen Theil der Zerstörungen des Erdbehens aus eigener Anschauung zu beurtheilen. Polla, ein Städtchen, das einst 7000 Einwohner zählte und 35 Miglien (sieben deutsche Meilen) von Salerno entfernt liegt, bildete das Ziel meines Ausflugs. Schon einmal, im Jahr 1516, ist dasselbe nach einer Chronik der Benediktinerabtei Cava durch Erdbeben zerstört worden. Kein Haus ist in dem einst so freundlichen Städtchen stehen geblieben. Von vierzehn Kirchen und Kirchlein, die es zählte, ist keine einzige unversehrt erhalten. Nur mit einiger Anstrengung gelang es mir, über Schutt und Trümmer in einigen Straßen hinzuschreiten, während in andern, nämlich den engeren, dieß theils halbsbrechend, theils ganz unmöglich erschien. Ja es gibt Straßen, deren Richtung nur derjenige noch anzudeuten vermag, der dort auf's genaueste bekannt war. Und der verpestende Leichengeruch, der sich an vielen Stellen noch immer kund gibt! Es ist bisher nicht möglich gewesen, alle Leichen aufzufinden. Der Provinzialingenieur sagte mir, daß bei Polla sowohl als bei noch andern Ortschaften, wie z. B. bei

Uto und bei Pertosa, es zweckmäßiger erscheinen müsse, den Wiederaufbau an einer andern Stelle vorzunehmen. Ich habe Gelegenheit gehabt, Dörfer zu sehen, die als ein Raub verheerender Feuersbrunst eingeäschert waren; auch sah ich Ortschaften, die den Mittelpunkt größerer Feldschlachten gebildet hatten, und die im Lauf eines einzigen Tags mehrere Mal tapfer angegriffen und hartnäckig vertheidigt, dann aber erobert und nach erbittertem Kampf zurückerobert worden waren; doch was sind die furchtbaren Wirkungen des entfesselten Elements des Feuers, was sind Wasserfluthen, und wie beschränkt bleibt immer noch die zerstörende Kraft Tausender von Vorkugeln und zerplatzender Hohlgeschosse, deren Zielscheibe ein Ort oft stundenlang hat bilden müssen, im Vergleich zu dieser riesenmäßigen Schuttmasse, aus der ein Stück Mauerwerk oder ein zersplitterter Balken als scheußliches Gespenst nur hin und wieder noch hervorragt?

Man hat mir in den Ruinen eines etwas isolirten Hauses, dessen äußeres Mauerwerk vielleicht bis zu einem Drittel stehen geblieben seyn mag, einen Balken gezeigt, der noch immer ein Stückchen des Fußbodens eines obern Zimmers trägt. Auf diesem Stück Fußboden blieb ein achtjähriges Mädchen mit einer noch brennenden Lampe in der Hand, gleich als stehe sie auf hohem Postament, während alle Thürigen unter den Trümmern des zusammengestürzten Hauses begraben lagen. Auf sein Hilfsgeschrei ward das Kind von seiner gefährlichen Stellung befreit. Ein Franziskanermönch hatte den ersten Stoß des Erdbebens, der als furchtbare Mahnung dem zweiten um einige Minuten vorausging, vernommen. Er sprang eiligst auf einen Balkon des Klostergebäudes. Der zweite Stoß zertrümmerte das ganze Kloster und begrub alle andern Mönche unter Ruinen, während er vom dritten Stockwerk aus mit Allgewalt weithin in den Klostergarten geschleudert ward, und vollkommen wohl erhalten blieb. Die Provinz Salerno ist reich an ehemaligen Baronalherrschaften. Fast keines oder doch nur äußerst wenige dieser Baronschlösser sollen von diesem Erdbeben verschont geblieben seyn. Einige derselben rührten unverkennbar noch aus dem Mittelalter her, und auch die neuern zählten doch immer schon einige Jahrhunderte. Auch einige Feldlager der Ueberlebenden des Erdbebens habe ich besucht. Vorderhand herrscht dort noch kein Mangel. Es haben die Bewohner dieser Feldlager sich auch dort noch so ziemlich einzurichten gewußt. Oft ist ein Kriegsheer bei weit unfreundlicherem Klima noch schlechter daran. Aber es bleibt das Loos der Unglücklichen bei den ungeheuern und unerseßlichen Verlusten, die sie machen mußten, immer ein sehr trauriges.

Johann Jakob Bremi,

ein gehörloser Drechslermeister und Naturforscher in Zürich.

Bremi's Vater war Pfarrer in Dübendorf im Kanton Zürich, hier wurde er am 25. Mai 1791 geboren. Von diesem Vater wird gerühmt, daß er ein begabter und kenntnißreicher Mann, die Mutter eine sinnige, gemüthvolle, mit „wärmster Gläubigkeit“ erfüllte Frau gewesen sey. „Sicher ist,“ fügt der Biograph bei, „daß beide Eltern, jedes in seiner Stellung, klar, umsichtig, genügsam, bis zur Genauigkeit ordentlich und thätig waren, daß sie im häuslichen Kreise innig zusammenwirkten und in der Erziehung ihrer Kinder Liebe mit Strenge, Heiterkeit mit Ernst in richtigem Verhältniß vereinten.“ Von den fünf Kindern, die den Pfarrsleuten in Dübendorf geschenkt waren, starben drei früher. Die beiden Uebriggebliebenen aber wurden von den treuen Eltern mit um so größerer Hingabe erzogen; die Kinder aber waren gehorsam und habe im Hause ein schönes Familienglück und nach außen der freundlichste Verkehr mit den Menschen gewaltet. —

Johann Jakob zeigte schon im zarten Knabenalter einen für alles Gute und Schöne offenen Sinn, Freude an der Natur, einen Durst nach Wissen, einen Trieb nach Thätigkeit, verbunden mit einer geschickten Hand und unermüdlicher Ausdauer. Munter und lebhaft und zugleich bescheiden, dienstfertig, dankbar war der Knabe.

Bis zum 11. Jahre waren Vater und Mutter die einzigen Erzieher und Lehrer des Knaben; durch seine Fortschritte erfreut sah der Vater in ihm einen künftigen Pfarrer, und der Johann Jakob selber ging in diesen Lieblingsgedanken seiner Eltern mit Freuden ein. Dieser Lieblingsgedanke hing mit der Führung der ganzen Familie zusammen. Das Geschlecht der Bremi, ursprünglich in Rapperswil heimisch, war von da im Jahre 1537 des evangelischen Glaubens wegen vertrieben worden und im nahen Zürich nicht nur gastlich aufgenommen, sondern auch bald eingebürgert worden; es hatte durch alle Generationen einen religiösen Sinn bewahrt. Es war voraus zu sehen, daß weder dem Sohne noch den Eltern ein Opfer zu groß erscheinen werde, um das ersehnte Ziel, daß Johann Jakob ein Diener des göttlichen Wortes werde, zu erreichen. Frühe schon ward also der Unterricht in den Elementen der Wissenschaften und besonders in den Elementen der lateinischen Sprache begonnen. Aber Gottes Gedanken waren anders.

Bremi war 9 Jahre alt gewesen, als in Dübendorf und der Umgegend die Menschen-Pocken eine furchtbare Verheerung anrichteten; auch er war davon aufs heftigste ergriffen und an den Rand des Grabes gebracht worden;

14 Tage lang war er blind gewesen, doch war ihm Gesundheit und das Licht der Augen wieder geschenkt worden. Im 11. Jahre aber wurde er von einem Fautieber ergriffen; am fünften Tage desselben ist ihm wieder der erste Schlaf gegönnt: als er hierauf aus demselben erwacht, hört er nichts mehr. Das Gesicht war wieder gekommen und man durfte daher hoffen, daß mit Gottes Hülfe auch das Gehör sich wieder einstellen werde; die tüchtigsten Aerzte wurden berathen und Kuren unternommen. Es war Alles vergebens. Gott hatte, wie Bremi später einmal sich selber ausdrückte, die Thüren zu seinen Ohren verschlossen — die Menschen konnten nicht aufthun. Eine Zeit lang hatte es zwar geschienen, als ob das Uebel sich bessern wolle, er konnte wenigstens im Sommer laut zugerufene, bekannte Namen hören. Da geschah es, daß beim Bombardement von Zürich zwölf Jäger das Pfarrhaus in Dübendorf bestürmten, in Folge des heftigen Schreckens verfiel Jakob wieder in ein neues Fieber und wieder in gänzliche Gehörlosigkeit.

„Unter den Versuchen“, sagt der Biograph, „den verlorenen Sinn wieder zu gewinnen, waren mehr als zwei Jahre verstrichen, ein Zeitraum voll von Erwartungen und Täuschungen, voll von Wünschen und Befürchtungen, aber zugleich ein Zeitraum der umsichtigsten Thätigkeit, der freundlichsten Theilnahme und Unterstützung, der dankbarsten Aufnahme und Aneignung, des eifrigsten Bestrebens, den etwa bleibenden Verlust möglichst zu mildern und zu ersetzen.“

Gottes Natur aber mit ihren unermesslichen Schätzen war dem empfänglichen Knaben aufgeschlossen; den Freuden, die ihm hier geboten wurden, gab er sich mit freudigem Herzen, und da, wo sich ein Studium und eine Thätigkeit daran knüpfte, mit Feuereifer hin. Der 12jährige Jakob bittet die Mutter um eine Schachtel, um Schmetterlinge zu sammeln; diese aber schlägt ihm die Bitte ab, mit den Worten: „Du sollst keine Thiere anstecken und tödten.“ Er hat selber einen Abscheu vor aller Thierquälerei, ist sonst in allen Dingen bescheiden und gehorsam, dennoch erlaubt er sich die Bemerkung: Herr Schinz sammle viele Schmetterlinge. Die Mutter sagt: Herr Schinz sey ein Naturforscher; Jakob aber schlägt im wärmsten Eifer mit der Hand auf den Tisch und sagt: „Ich will auch ein Naturforscher werden!“ Bei seinen Sammlungen und Beobachtungen fand hierauf der heranwachsende Knabe von Männern, wie Schinz, Anregung und Unterstützung.

Doch vor Allem handelte es sich jetzt bei der Erziehung des Gehörlosen darum, zu rechter Zeit zu unternehmen, was für Lippen-, Geberden-, Zeichen- und Schriftsprache zu thun war; es geschah das mit solcher Liebe und Hingebung, daß Bremi von dem bei gehörlos Gewordenen so leicht sich ein-

stellenden Mißtrauen und Ungeduld und dem auch einfehrenden Mißmuth frei blieb. Er lernte mit dem Auge das Wort, den Gedanken zu lesen und erlangte in dieser Kunst eine große Gewandtheit und Schärfe, welche ihm später in vielen Lagen zu Statten kam.

Neben dem Unterrichte, den ihm sein unermüdlicher Vater gab, beschäftigte er sich vielfach mit Lesen, besonders naturwissenschaftlicher, auch religiöser und poetischer Werke, und mit Schreiben, machte Auszüge aus Büchern und schrieb Briefe an Freunde. „Welch ein Segen“, sagte er selber, „war's für mich, noch vor meinem Verluste die Elemente der Wissenschaften erlernt zu haben; denn so war mir keineswegs der Faden zu weiterer Ausbildung abgeschnitten, und im Gegentheil, von der einen Seite war ich mehr gefördert. Fand ich mich zu mündlichem Unterrichte fast unfähig, so öffnete sich mir durch das Lesen ein desto reicheres Feld, wo ich ungestört ernten konnte, weil kein Geräusch mein Nachdenken unterbrach und keine Gespräche von anderer Seite die Aufmerksamkeit theilten.“

Auch mit Zeichnen beschäftigte sich Bremi, aber am besten gelang ihm das Zeichnen von Insekten, denn es war die stille Welt der Insekten und Pflanzen, welchen sich der Knabe mit besonderer Vorliebe zugewendet hatte. Doch vergaß er über dem Kleinen, das er so eifrig suchte und sammelte, das Ganze nicht. „Zu mir sprach“, sagt er, „die Natur durch erstaunenswerthe Schönheit, Größe und Erhabenheit, die ich tief empfand und in ihren kleinsten Gegenständen beobachtete. Diese Bildersprache, dieser stumme und doch so beredte Unterricht, ward mir über Alles lieb und ein reicher Ersatz.“

Aber was sollte aus dem Knaben werden? an die theologische Laufbahn war natürlich nicht mehr zu denken. Freunde gaben den Rath, daß er bei seiner Anlage zum Zeichnen Maler oder Kupferstecher werde; er selber wäre am liebsten Apotheker geworden, er meinte, daß seine Wünsche und Bestrebungen auf diesem Wege die beste Befriedigung finden würden. Aber die Eltern entschieden sich, besonders im Blick auf die für den Gehörlosen so unentbehrlichen Augen, für ein Handwerk und wählten den Drechslerberuf. Im Juli des Jahres 1807 trat er bei einem schlichten aber wackeren und für seinen neuen Lehrling väterlich besorgten Meister in Zürich in die Lehre.

Es war das ein schwerer Schritt, dem eine lange Zeit der Entsagung nachfolgte. Er kam aus dem Elternhause, wo ihn die liebevollste Aufmerksamkeit umgeben hatte, unter fremde Menschen, die ihn nicht verstanden, und auch sein neuer Beruf war seiner bisherigen Richtung vielfach entgegengesetzt. Aber er hatte gelernt in den Führungen un-

feres Lebens die Hand Gottes und ihre weise Anordnung und liebevolle Fügung zu erkennen, und fügte sich daher gerne in die Schule, in welche ihn eben diese Hand hineingeführt hatte, und diese Schule war für ihn von mannigfachem Segen begleitet.

In der Werkstätte des Meisters gewann er, wie der Biograph sich ausdrückt, die Selbstständigkeit und Gediegenheit des Charakters, die hohe Achtung für die Berechtigung anderer Ansichten und die Duldsamkeit gegen Andersgesinnte, die Gerechtigkeit und Liebe gegen Freund und Feind; in der Werkstätte des Meisters, bei der geordneten Arbeit, legte er auch den Grund zu planmäßiger wissenschaftlicher Thätigkeit, während er vorher bald da, bald dort, bald dies, bald das, gleichsam in Fieberhitze verschlungen hatte und Vieles kaum zu verdauen im Stande gewesen war. Seinen Beruf faßte Bremi übrigens nicht als Handwerk, sondern als Kunst auf, und das sah man auch den Erzeugnissen seiner Handarbeit wohl an. Bei der Arbeit selber aber legte er auch dem einfachsten und untergeordnetsten Gegenstand eine sinnige Beziehung und eine höhere Bedeutung bei und gewann ihm ein besonderes Interesse ab. Dadurch wurde ihm sein Beruf lieb; die Anforderungen desselben galten ihm auch als die erste Pflicht, welche er mit Gewissenhaftigkeit erfüllte, so daß ihm damals und später nie befiel, der Arbeitszeit, welche der Beruf in Anspruch nahm, für andere Zwecke auch nur den geringsten Theil zu entziehen. Die Zeit aber, welche ihm der Beruf übrig ließ, verwendete er um so eifriger für seine wissenschaftlichen Bestrebungen und höhern Bedürfnisse.

Die Lehrzeit war glücklich vollendet, aber jetzt hätte er, um Meister werden zu können, nach den damals bestehenden Handwerksgesetzen, die Wanderschaft antreten sollen. Für den Gehörlosen war das fast eine Unmöglichkeit; auch wollten ihn die Eltern nicht ziehen lassen. Es wurde endlich gestattet, daß er im Hause seiner Eltern in Dübendorf auf den Beruf sich weiter vorbereite.

Das war eine schöne Zeit, die Bremi, nun sein Gewerbe treibend, im elterlichen Hause zubrachte; in den weiten Räumen des Pfarrhauses hatte er nicht nur reichlich Platz für die Sachen seines Berufs, sondern auch für seine Sammlungen; und auch der Viehstall, der Hühnerhof, der Blumen-, Gemüse- und Baumgarten bargen Ansprechendes für ihn; die mannigfach abwechselnden Umgebungen, Felder und Wiesen, von Bächen durchströmt, hie und da durch Sümpfe und Moorgrund unterbrochen, wirkten nicht bloß erheiternd auf das Gemüth, sondern boten tausend Stoff zum Sammeln und Beobachten. Freunde aus Zürich, wie vor Allen der bekannte Naturforscher Schinz, thaten zur weitem Anregung und Förde-

rung das ihre. So wurde, sagt der Biograph, Bremi von Tag zu Tag kenntnißreicher und erfahrener, umsichtiger und selbstständiger, unternehmender und produktiver und bewahrte dabei zugleich seinen frühern kindlich frommen Sinn. Davon geben folgende Aeußerungen des zwanzigjährigen Jünglings uns Zeugniß: „Wahrlich!“ sagt er, „Hörende machen sich eine zu grämliche Vorstellung von dem Uebel des Nichthörens. Seit 11 Jahren habe ich nun alle mit diesem Zustande vereinten Vortheile nach ihrem Werthe kennen gelernt. In mancher Stunde des Nachdenkens über mein Schicksal erfüllten mich solche Betrachtungen mit anbetender Freude und mit Dank gegen Den, der Alles so weislich giebt und nimmt; in einer solchen Stunde versuchte ich es, meine Gedanken und Erfahrungen darüber poetisch zusammen zu reihen, und so entstand das Gedicht: Ich höre nicht u. s. w.; es machte meinen Eltern, die meine ersten und vertrautesten Freunde sind, unaussprechliche Freude.“

Einige Strophen dieses Gedichtes glaubt der Volksbote mittheilen zu sollen:

Ich höre nicht!

Drob möcht' ich mich nicht grämen,
Ich weiß von wem das Schicksal kommt.
Gott fand es gut mir diesen Sinn zu nehmen,
Und weiß wozu mir's frommt.
Und wenn die Liebe was entzogen,
Wie mißte das nicht Liebe gern?
Mir nahm sie nur, gerecht gewogen,
Die Schale, nicht den edlen Kern!

Ich höre nicht!

Doch spricht's mir laut im Herzen,
Und diese Stimme hör' ich noch!
Von Gott gesandt sind Leiden oder Schmerzen,
Ein väterliches, sanftes Noth!
Mit einer Hand entzog er mir den Segen,
Die andre spendet tausendfach
Auf allen meinen Lebenswegen
Für das Entzog'ne wieder nach!

Ich höre nicht

Das wilde müßte Loben
Des Weltgeists, der vor Tugend flieht,
Ich höre nicht, wie auf den Thron gehoben
Die Leidenschaft entglüht.
Heil mir, daß mitten im Gewühle
So Sabbathstille mich umweht,
Und immer, daß kein Poltergeist mich störe,
Gleich einem Tempel offen steht.

Einst hör' ich, einst!

Dies wird dieß Jetzt verschlingen;
Mein Glaube schaut dorthin.

Am Throne werd ich feuriger lobsingen,
 Daß ich gehörlos bin.
 Vollkommenheit trägt keiner Erde Spuren,
 Sie wohnt allein im Reich des Lichts;
 Verwandelt wird in göttliche Naturen
 Das Reich des Unterrichts.

Bremi hatte sich eine Gedächtnistafel errichtet, auf welche er alle die Männer aufzeichnete, welchen er zum Theil Bereicherung seiner Sammlungen, zum Theil anderweitige Beiträge, Mittheilung und Unterstützung verdankte; der stets Dankbare hat diese Tafel bis in sein letztes Lebensjahr fortgesetzt. Neben Schinz, Wagner in Aarau und Pfarrer Steinfels in Zürich finden wir frühe schon den Namen Jakob Hagenbach von Basel, der damals noch Student war, aber schon durch seine ersten Arbeiten im Fache der Insektenlehre gezeigt hatte, mit welcher ihn ganz erfüllenden hoffnungsvollen Liebe er begonnen hatte auf diesem Gebiete der Naturwissenschaft zu arbeiten, der aber schon als Jüngling mitten aus der Bluth der ersten Arbeit heraus, abgerufen wurde; auch den Namen unseres Dr. Imhof, der mit Bremi, wie dessen Lebenslauf sagt, in vielfache Berührung kam, finden wir auf dieser Tafel frühe schon angezeichnet.

Und immer reichhaltiger wird die Reihe der Naturforscher, denen Bremi begegnet und die ihn als kompetenten Studiengenossen anerkennen. „Sie sind ein wackerer Naturforscher!“ ruft ihm der bekannte Nees von Esenbeck zu, „so wenig Muße und doch so viele Beobachtungen, und doch so Viel zusammen gebracht; könnte ich doch einen Augenblick in das liebe Dübendorf mich versetzen, um Ihre lehrreiche Unterhaltung zu genießen.“ „Sie sind von der Vorsehung zum Beobachter geboren,“ schrieb ihm Hagenbach. „Trachten Sie dieß verliehene Talent so hoch und weit wie möglich auszubilden.“ Bremi hatte sich schon damals mit besonderer Vorliebe der Beobachtung seiner spätern Lieblinge, der Gallwespen, den minirenden Insekten u. s. w. zugewendet.

Das glückliche Leben in Dübendorf währte bis zum Jahre 1832; es war ihm hier auch noch gegeben gewesen seit 1818 durch Verehlichung mit der Tochter des Pfarrer Wolf, ein eigenes glückliches Familienleben zu begründen, das durch die Geburt dreier Kinder gesegnet war. Als der 33jährige Vater sich veranlaßt sah, wegen zunehmender Altersschwäche auf seine Pfarrstelle zu resigniren, zogen Großeltern, Eltern und Kinder nach Zürich. Sie hatten das stille Landleben gegen das geräuschvolle Treiben der Stadt, die freie Lage gegen eine enge Gasse mit allseitig begränzter Aussicht, die weiten Räume der bisherigen Wohnung gegen ein kleines Häuschen, die zwangloseste Bewegung auf dem Lande gegen ein Stadtleben vertauscht, das durch mancherlei

Schranken gesellschaftlicher Übung und Sitte beengt war. Bremi nahm diese Veränderung nicht leicht; diese Veränderung war ihm schwer und beängstigend; aber er suchte Licht, Trost, Zufriedenheit und Ergebung bei Gott, und sie ward ihm zu Theil; bald war ihm geschenkt, daß er gefaßt und beruhigt seyn konnte, ja mit freudigem Muthe erfüllt wurde, so daß er sich von Stund an im neuen Wohnorte glücklich fühlte. Für Vieles, das er verloren hatte, ward ihm auch reicher Ersatz zu Theil; fand er doch in Zürich wissenschaftliche Schätze, durch welche seine wissenschaftlichen Arbeiten gefördert wurden, es erhob ihn manch Schönes und Neues kennen zu lernen, die freundliche Aufnahme und Unterstützung, welche er fand, thaten ihm wohl. Bremi wurde in Zürich so heimisch, daß er sich niemals nach Dübendorf scheint zurückgesehnt zu haben.

In Zürich fand Bremi reiche Gelegenheit, seine Kenntnisse und Sammlungen zu vermehren; wir finden ihn auf Ausflügen in die Gebirgswelt, von denen er mit Schätzen beladen zurückkehrt, aber nicht allein mit Schätzen von Käfern, von Haut- und Netzflüglern und wie sie alle heißen, oder Pflanzen, über welche der gewöhnliche Reisende hinweggeht, ohne sie zu bemerken, sondern auch mit Schätzen für's Gemüth, wie er z. B. im Jahre 1837 von Ursern aus schreiben konnte: „Hallelujah dem hoherhabenen Allmächtigen. Ich bin ganz Entzücken und Anbetung über all das Herrliche, das wir sehen. Wenn ich davon schreiben will, so kommen mir die Thränen in die Augen.“

Als Mitglied der naturforschenden und technischen und dann auch der Gartenbau-Gesellschaft fand Bremi nicht nur Anregung für sich selber, sondern es ward ihm gegeben, solche auch Andern mitzutheilen. Man denke nicht, daß sein Insektenstudium etwas Todtes gewesen sey, er beobachtete vor Allem das Leben und die Lebensweise der Insekten, ihre merkwürdigen Verwandlungen, ihre Beziehungen zum Leben und Gewerbe der Menschen; suchte den Spinnen und Gallwespen und andern dieser Thierlein ihre Geheimnisse abzulauschen und reihte die gefundenen, ja neu entdeckten einzelnen Käfer oder sonstige Insekten in die Ordnungen ein, wohin sie im Systeme, das alle diese Geschöpfe Gottes in ihren Ordnungen überblickt, gehören. In dem allem aber erkannte er Gottes Finger und vertiefte sich in Gottes Wunder und Ordnung in der Natur, die auch in dieser Welt der Insekten walten.

Läßt uns der Biograph Bremi's auf vielen Seiten viele Blicke thun in die Bestrebungen und Errungenschaften desselben in Bezug auf die Naturwissenschaft, so eröffnet er uns dann auch wieder Blicke in Herz und Haus. Es war im Jahre 1851, daß der 60jährige Mann an einen Freund

auf dem Lande also schreibt: „Was für Gotteserfahrungen und Schulpensen habt ihr empfangen? Ich denke, Du gebest mir dieselben Fragen zurück; und da will ich Dir zuerst die Frage nach den Gotteserfahrungen beantworten; denn diese waren in Allwege groß und zu Seinem Preise; darum darf ich die Mittheilung davon nicht verschweigen. Den 6. Juni Abends zwischen Licht ward mein lieber Heinrich von dem großen Schwungrad circa sechs Fuß tief herunter geschleudert; mit dem Rücken fiel er auf den scharfen Rand einer mit Holzflößen gefüllten Kiste. Der Geselle hörte nichts davon und Heinrich hatte für die ersten Momente die Stimme verloren. Etwa acht Tage mußte er beständig liegen und 14 Tage konnte er den Rücken gar nicht biegen. Nun aber ist er, Gott sey Dank! vollkommen hergestellt. Der Arzt, als man ihm die Stelle des Falles zeigte, staunte über die gefährvollen Verhältnisse und erkannte die Wunder der Bewahrung Gottes.“

Aus dem Hause wollen wir ihn auch noch ins Freie begleiten. In der wärmern Jahreszeit fand man ihn regelmäßig etwa um 5 Uhr des Morgens auf der obern Brücke, schwelgend im Anblicke der herrlichen Landschaft mit ihrem weit ausgedehnten spiegelnden See und seinen freundlichen Umgebungen mit den zur Seite und im Hintergrunde sich erhebenden Gebirgen und den majestätisch emporsteigenden Alpen. Von hier aus beobachtete er die mannigfachen Wechsel der Beleuchtung und der Vorgänge in der Atmosphäre, von hier aus versenkte er sein Auge bis auf den Grund der kristallinen Limmat, um das Leben im Wasser zu belauschen; von hier aus musterte er mit seinem geübten Auge, aus dem Geist und Gemüth sprach, aufmerksam die Mauern der Gebäude, Quais und Brücken, um irgend eine Entdeckung oder Fang zu machen.

In jenem Briefe, in welchem Bremi über Häusliches berichtet, äußert sich der 60jährige Mann auch in Bezug auf eine naturwissenschaftliche Arbeit, nämlich eine übersichtliche Darstellung aller Ordnungen schweizerischer Insekten, welche er übernommen hatte: „Zu meiner Arbeit sammle ich noch immer Materialien; fange an das Fundament zu graben und Baurisse zu bereinigen, sehe dabei immer klarer, welche schwere Arbeitslast ich auf meine ohnehin schwachen und noch dazu alten Schultern geladen. Ich darfs natürlich nicht wissen, ob es Gottes Wille sey, daß ich diese Arbeit vollende; ich muß nur immerfort um Muth und Demuth bitten und möchte nur lernen, wie ich sie machen soll, daß sie zur Ehre Gottes gemacht sey und wie ich allein Ihm die Ehre gebe.“

Im Frühlinge des Jahres 1856 trat aber auf einmal eine große Veränderung ein; eine geistige und körperliche Müdigkeit fing an sich seiner zu bemächtigen; mochte die Be-

schäftigung auch noch so interessant seyn, so überfiel ihn doch dabei Schläfrigkeit, und als ihn die Seinen jetzt auf die Pracht eines herrlichen Sonnenuntergangs hinwiesen, erwiederte er wehmüthig: „es genügt mir nicht mehr.“ Die obern Zimmer seines Hauses, in welchen seine lieben Sammlungen sich befanden, besuchte er selten und nur auf kurze Zeit. Doch arbeitete er noch unverdrossen fort, z. B. an einem Katalog schweizerischer Käfer, und unterzog sich noch mit demselben Eifer, wie früher, Geschäften, welche auf Vinderung des Elends zielten. So ließ er noch einen Hülfseruf für die Abgebrannten in Schleins ergehen, der von schönem Erfolge gekrönt war. Am 8. August dieses Jahres schrieb er an einen Freund das vielsagende Wort: „Jetzt hat mir Gott Feierabend auferlegt und führt mich in Krankheit hinein, um da die noch größern Wunder Seiner Gnade kennen zu lernen und darin zu leben.“

Im Herbst schien eine Besserung einzutreten und im Dezember nahm er noch an einem Familienfeste Theil, welches der Geburt und Taufe einer Enkelin galt; da konnte er sich noch einer alle Anwesenden erheiternden Freudigkeit hingeben. Aber von da an nahmen die Kräfte mit Riesenschritten ab und die Gesichtszüge nahmen einen leidenden greisenhaften Ausdruck an. Dennoch vermochte er Heiterkeit und Geistesfrische noch zu bewahren; noch las er täglich, noch arbeitete er; wo er noch rathen, helfen und Noth lindern kann, da fehlt er auch jetzt nicht; mächtig hat ihn noch die gefährvolle Lage des Vaterlandes zu Anfang des vergangenen Jahres, die großartige Erhebung des Volkes zu seinem Schutz und die wunderbare Rettung ergriffen.

Aber erst am 22. Februar des vergangenen Jahres, nachdem er zum letzten Mal sein für den Winter bestimmtes Arbeitszimmer besucht und mit Mühe die letzte schriftliche Notiz in sein Tagebuch geschrieben hatte und er dann von großer körperlicher Schwäche befallen ward, trat das klare Bewußtseyn des nahe bevorstehenden Todes an ihn heran. Der Gedanke baldiger Trennung erfüllte ihn zwar für einige Zeit mit tiefem Schmerze und unaussprechlicher Wehmuth, aber bald ward ihm wieder heitere Ruhe geschenkt und im Blicke auf seinen Gott und Heiland kann er nun die Seinen trösten, kann zu ihnen unvergeßliche Worte der Ermahnung und Ermunterung sprechen, kann Frau und Kinder segnen und kann ruhig und gelassen seine zahlreichen Freunde und Verwandten zu sich rufen lassen und kann höher gehoben und in seinem ganzen Wesen verklärt von Allen mit innigem Dank und freundlichem Zuspruch Abschied nehmen. Jetzt war es noch, daß er gedachte der vielen Zeugen göttlichen Waltens in der Natur, die er zu sammeln und zu forschen so reichlich Gelegenheit gehabt hatte und der tausend und tausend Freuden,

die er durch sie genossen und geboten — auch seinen Sammlungen sagt er ein freundliches Lebewohl, nicht bekümmert durch die Trennung von dem nur anvertrauten Gute, nicht betrübt durch den Gedanken, daß es ihm unmöglich gewesen, seine wissenschaftliche Aufgabe zu lösen; freilich auch bedauernd, daß er zur Zeit Keinen wisse, der das begonnene Werk weiter verfolgen und der Vollendung entgegen führen werde.

In den letzten drei Tagen beschäftigten ihn hierauf noch die Willensverordnungen über seine Sammlungen, Bücher und Manuscripte und die Zurücksendung aller ihm anvertrauten Bücher; was er bei großer Schwachheit mit großer Anstrengung, oft in's Kissen zurücksinkend, vollbrachte. Es war am 27. Februar, daß er einem Freunde noch seine letzten Willensäußerungen mitgetheilt, demselben gedankt und ihn gebeten, ihn noch einmal im Leben an demselben Abend zu besuchen. Aber ehe der Freund wieder kommen konnte, faltete er noch einmal die Hände, empfahl lobpreisend seine Seele dem Herrn und starb.

Der Vollendete hatte, von der naturforschenden Gesellschaft darum ersucht, es übernommen, eines ihrer nächsten Neujahrsblätter für die zürcherische Jugend abzufassen, und er würde wahrscheinlich dasjenige für 1858 geschrieben haben, wenn ihm der Herr noch weiter Leben und Gesundheit geschenkt hätte. Das heutige Neujahrsblatt der naturforschenden Gesellschaft ist nun von einem Freunde des Vollendeten, Herrn August Menzel, verfaßt, führt den Titel: „Forsleben eines Gehörlosen“ und erzählt von Bremi's Leben und Forschungen; das ist die Biographie, welcher der V. B. dankbar Obiges nacherzählt hat.

Basel. Der in ordentlicher Sitzung versammelte Große Rath nahm am 1. Februar 3 Schweizer und 4 Deutsche ins Stadtbürgerrecht auf, und eröffnete sodann der Regierung einen Credit von ungefähr Fr. 50,000, um unter dem Rheinweg am Kleinbasel der Länge nach eine Doble zu erbauen, welche alle Abflüsse der dortigen Häuserreihe in sich aufnimmt und unterhalb der Rheinbrücke in den Strom führt. Diese Einrichtung soll zur Gesundheit des dortigen Quartiers beitragen, welches vor 2½ Jahren so hart von der Cholera heimgesucht wurde. —

Aus Appellationsgericht wurde erwählt: Hr. Dr. Ehinger und aus Ehegericht Hr. Albert Niggenbach.

Die Verfassungsberatung ward fortgesetzt.

Es wurde berichtet, daß bei der oben beschriebenen Hochzeitsfeier in der St. James Kapelle in London auf dem Abendmahlstisch prachtvolle silberne und goldene Gefäße aus dem Staatsschatz aufgestellt gewesen seyen. Ob wohl einen der Anwesenden und vielleicht gar den Mann mit dem Reichthum der Gedanken durchzuckt hat: ob die ungeheure Fundgrube, aus welcher die schönsten Prachtstücke des englischen Schatzes herrühren, nicht könnte zugeschlossen werden, nämlich Ostindien? In England waren

Viele über die letzten Berichte sehr beunruhigt, und meinten wichtige und schlimme Depeschen würden von der Regierung heimlich. Man staunte zu vernehmen, daß Sir Colin Campbell noch immer auf Verstärkung harrend in Cownpore verweile; später vernahm man jedoch, daß er gegen Furukabad und Agra aufgebroschen sey und den Plan gefaßt habe, das Königreich Oude, das unter den Waffen ist, einzuschließen und das nun ins Werk setze. Man hört auch von einigen Siegen über die Empörer, aber aus Allem merkt man, daß die Empörung, wenn auch hie und da auf's Haupt geschlagen, dennoch wächst und auch an Kriegsmaterial nirgends einen Mangel hat. Man hörte sogar, daß im Süden das östlich von Canara durch die Ghats von ihm getrennte Mysore-Land mit seinen kräftigen Stämmen im Aufbruch begriffen sey. Während aber die Rebellion wächst, verlieren die englischen Heere treffliche Generale und viele Leute durch Krankheiten; Hülfе kommt langsam und in England geht's mit den Werbungen nur langsam voran; das früher für Rekruten geforderte Maas mußte heruntergesetzt werden! — Der Herr helfe!

— Jetzt endlich sey es drauf und dran, daß der Leviathan flott werde!

In Frankreich dankten Viele von Herzen Gott für die Bewahrung des Kaisers und Rettung des Landes vor dem Grauswilder Empörung, und sind in diesem Sinne unglückliche Glückwünsche verfaßt und Ledums abgehalten worden. Jetzt aber staunt man über die strengen Maßregeln, welche getroffen werden, über die noch geschärfte Ueberwachung der Journale und vor Allem über die vielsagende neue Einteilung Frankreichs in fünf Militärbezirke, welche den Generalen Canrobert, Bosquet, Baraguay d'illiers, Magnan und Castellane übergeben werden sollen. Man sieht auch mit Staunen eine sehr bittere Stimmung gegen England auftauchen, dem man es nicht verzeihen kann, daß in seinem Schooße die furchtbare Verschwörung angezettelt und die Mord-Bomben verfertigt wurden; und das Staunen ist um so größer, da selbst im Moniteur Adressen von Soldaten an den Kaiser mitgetheilt werden, wo es unter Anderm heist: Daß der Kaiser nur den Befehl geben solle und die Soldaten würden die Mörder bis in ihre sichern Aufenthaltsorte verfolgen. Wie sehr das in England Befremden erweckt, liest man in dortigen Blättern.

Von dem überhandnehmenden Wassermangel hat der V. B. schon vor acht Tagen geredet und muß abermals darauf zurückkommen. Es wird berichtet, daß derselbe auf dem Schwarzwald und der schwäbischen Alb eine solche Höhe erreicht habe, daß in hundert Ortschaften nicht mehr ein Tropfen Wassers auszutreiben sey. Auf der Alb müssen die Leute Tag für Tag mitunter drei bis vier Stunden weit in die Thäler hinunter fahren und ihren Bedarf mühevoll heraus transportiren. Arme Leute, die kein Zugvieh besitzen, zahlen da und dort für den Eimer selbst einen Gulden. Die meisten Wasserwerke stehen ganz still. Auch in Stuttgart wird der Wassermangel auf eine äußerst drückende Weise verspürt.

Wie dankbar sah man den Schneefall der vergangenen Woche, welcher den Feldern gegen zunehmende Kälte eine Decke brachte und den verschwindenden Quellen Nahrung versprach; aber die ersahnte Schneedecke — ist zum Theil schon wieder verschwunden. Bei all dem hört man aber noch nicht, daß die Wintersaatsfelder gelitten hätten; ja im Badischen z. B. sehn sie ausgezeichnet schön und schöner als vor einem Jahre, so daß dort die Kornpreise fort und fort heruntergehn. Inzwischen rückt's mit starken Schritten dem Frühling entgegen und in 19 Tagen sehn wir vielleicht schon den Storch wieder!

